

1028

Paul Parin, Goldy Parin-Matthèy

Typische Unterschiede zwischen Schweizern und Süddeutschen aus dem gebildeten Kleinbürgertum*

Ein methodischer Versuch mit der vergleichenden Psychoanalyse (Ethnopschoanalyse)

Übersicht: Psychoanalytische Erfahrungen mit Patienten aus dem süddeutschen bzw. schweizerischen gebildeten Kleinbürgertum gaben Anlaß zu einem Vergleich unterschiedlicher Charakterstrukturen und (analytisch erschlossener) Sozialisationsstile unter im übrigen ähnlichen schichttypischen Sozialisationsbedingungen. Der „Trias“ gutes Sprachvermögen, sadistisches Überich, Leistungssich bei den Süddeutschen standen gehemmte Sprache, externalisiertes Überich und gehemmte Ichleistungen bei den Schweizern gegenüber. Eine sozialgeschichtlich orientierte Skizze der unterschiedlichen Herkunftsmilieus (bei gleicher Schichtzugehörigkeit), denen die differenten Sozialisationsstile eingepaßt waren, schließt die Studie ab.

Wenn wir heute von typischen Unterschieden zwischen Schweizern und Süddeutschen sprechen, setzen wir voraus, daß es sich um „erworbene“ Unterschiede handelt. Während langer Zeit hatte sich jede ernsthafte Forschung von Fragen nationaler Unterscheidung fernzuhalten, um sich nicht furchtbaren Mißverständnissen auszusetzen. Bekanntlich waren viele Mediziner und Biologen dem Druck oder der Verführung einer machtpolitischen Mystifikation unterlegen und hatten sich im Gefolge gewissenloser Demagogen soweit erniedrigt, die nationalen Unterschiede als Ausdruck der Rasse zu bezeichnen und damit geringfügige anatomische Unterschiede der Gewebe ektodermaler Bildung zu einer Art Psychophysiologie nicht nur der Hirne, sondern auch der Seelen zu stilisieren. Die vergleichende Psychiatrie und eine Grundlagenforschung derselben, die vergleichende Psychoanalyse, haben indessen erkannt, daß angeborene Unterschiede, die beim Vergleich von Individuen Bedeutung haben, für die Verallgemeinerung nicht in Betracht kommen, oder wie Mathematiker es ausdrücken würden, zu vernachlässigende Größen sind. Um so mehr beschäftigen uns die Zusammenhänge, die es zwischen Erziehungsgewohnheiten, Traditionen und Lebensumständen einerseits,

* überarbeitete Fassung eines Vortrags, der im Rahmen des „Symposiums über Fragen der transkulturell-vergleichenden Psychiatrie in Europa“ in Kiel am 8.4.1976 gehalten wurde.

1029

psychischen Eigenheiten, Charakterzügen, Verhaltensmustern und dergleichen andererseits gibt.

Die Methoden der vergleichenden Psychoanalyse haben sich zuerst anhand von Untersuchungen bei Völkern entwickelt, die außerhalb des „abendländischen Kulturkreises“ leben. Dort ergaben sich wichtige Zusammenhänge psychischer Eigenheiten mit gesellschaftlichen Institutionen jeder Art. Bald verglich man die Psychologie der Untersucher mit jener der Untersuchten. Nun versuchen wir, die vergleichende (oder ethnopsychanalytische) Methode auf Erscheinungen in unserem „Kulturkreis“ zurückzuwenden. Dabei ergeben sich vor allem zwei Blickrichtungen: die eine, auf die psychische Entwicklung in der Kindheit und Jugend, erweitert zu dem, was man als Sozialisation bezeichnet, und die andere auf die Ichfunktionen, d. h. auf den dynamischen Aspekt jenes Apparats, der die Anpassung des Menschen an die Außenwelt und den Umgang mit inneren oder verinnerlichten Ansprüchen (aus dem Es und dem Überich) zu leisten hat.

In diesem Artikel versuchen wir einen Vergleich von Angehörigen der gleichen sozialen Schicht in zwei benachbarten und in vieler Hinsicht ähnlichen Völkern, die wir in unserer Praxis in Zürich in den Fünfziger- und Sechzigerjahren psychoanalytisch behandelt haben¹. Obwohl das Untersuchungsgut nicht gemäß einem Forschungsplan gesammelt wurde, bietet es einen methodischen Vorteil:

Bei der Entwicklung der ethnopsychanalytischen Methode hat es sich bewährt, Angehörige von Kulturen zu studieren, deren Differenz zu der unseren möglichst groß war. Die Sozialisation, angefangen von der Geburt des Kindes, den Stillgewohnheiten, der Abstillung, bis zum geographischen Lebensbereich und der produktiven Arbeit, das alles ist hier beim untersuchten Subjekt ganz anders als beim Untersucher. Damit hebt sich nicht nur der Gang der psychischen Entwicklung, sondern vor allem auch ihr Ergebnis, die Persönlichkeit mit allen ihren Eigenheiten, von jener des Untersuchers gut ab. Wir sind gezwungen, jeden Entwicklungsschritt und jede Verhaltensweise sorgfältig mit den Inter-

¹ Die wichtigste Aufgabe, die einer vergleichenden Psychoanalyse innerhalb der westlichen Welt zukäme, wäre wohl die Erforschung der Unterschiede zwischen Angehörigen verschiedener Schichten, Kasten, Klassen und Subkulturen ein- und desselben Volkes. Die schichtgebundene oder schichtspezifische Psychiatrie steht epidemiologisch, in der Beschreibung der Pathogenese und der Pathoplastik vor ebenso großen Problemen wie bei der Prophylaxe und Therapie. Sie könnte die Hilfe einer ethnologisch orientierten vergleichenden Psychologie ihrer Subkulturen als Basis für ihre Theorie und Praxis wohl brauchen. Doch steckt die ethnopsychanalytische Erfassung von Angehörigen der Schichten, die wenig gebildet sind, industrielle Handarbeit leisten und der Arbeiterklasse angehören, noch in den Anfängen.

aktionen, mit den Gepflogenheiten der Umgebungspersonen, mit der Struktur der Familie, den übrigen Institutionen und sozialen Verhältnissen in Beziehung zu setzen und daraus das kulturspezifische psychoanalytische Modell abzuleiten.

Bei der Rückwendung der ethnopsychanalytischen Methode auf den abendländischen Kulturkreis, auf die Gesellschaft der kapitalistischen Industriestaaten, erwarten wir demgegenüber einen Vorteil von einer möglichst geringen Kulturdifferenz, von möglichst geringen Abweichungen der Vergleichsgegenstände in Hinsicht auf ihre Lebensformen und soziale Lage. Wir müssen zwar auf sinnfällige Differenzen verzichten – gehören wir doch selber dazu! –, sind dafür aber der Anwendbarkeit unserer gewohnten Untersuchungstechnik desto sicherer. Vor allem können wir die sozialisierenden Faktoren (im engeren persönlichen und weiteren sozialen Bereich) vorerst einmal gleichsetzen, ihre Unterschiede vernachlässigen. Das erspart es uns, für jeden Schritt unserer Deutung das vielfältige und verschlungene Netz der Interaktionen und Sozialbezüge in unserer so kompliziert strukturierten Gesellschaft bloßzulegen und die Einflüsse zu klassifizieren. Das kulturspezifische psychoanalytische Modell komplettiert sich während der psychoanalytischen Untersuchung von selbst. Wir sind berechtigt, erst dann einigen markanten oder typischen Unterschieden in ihrer Genese nachzugehen und sie in der Funktion zu bestimmen, wenn das Modell einmal abgeleitet und beschrieben ist.

Mit dem kulturspezifischen psychoanalytischen Modell bezeichnen wir den Ablauf und das Ergebnis der psychischen Entwicklung. Da wir keine neue Persönlichkeitstheorie aufstellen, sondern uns der bekannten psychoanalytischen Theorie bedienen, unabhängig davon, ob wir die psychische Entwicklung rekonstruieren oder die erwachsene Person beschreiben, die wir als Ergebnis eines komplizierten Entwicklungsvorgangs ansehen, nennen wir das Modell psychoanalytisch. Allerdings bezieht es als Entwicklungs-„Modell“ auch Lernprozesse und Anpassungsvorgänge jeder Art mit ein. Daß das Modell für die Struktur der Ethnie, Schicht oder Subkultur spezifisch, d. h. von anderen unterschieden ist, leitet sich aus seiner Entstehung ab. Ob es typisch ist, kann man aus der Relevanz und Vielfalt der Aufklärung, die es jeweils bringt, schließen und eventuell mit anderen Methoden nachprüfen. Das von uns gefundene Modell dient als Arbeitshypothese für andere Verfahren, z. B. für die vergleichende Psychiatrie.

In dieser Mitteilung setzen wir einige wenige, bezeichnende Phänomene miteinander in Beziehung und rekonstruieren ihre Psychogenese. Dabei

1031

sind zwei Parameter anzubringen. Erstens: Solche partiellen Modelle sind von kompletteren abgeleitet, also im Prinzip ergänzungsbedürftig; sie dürfen nichts enthalten, was im Widerspruch zu einem anderen theoretischen Gesichtspunkt stünde. Die genetische Ableitung z. B. muß den

Gesetzen der Triebökonomie und der Dynamik entsprechen, auch dann, wenn diese nicht diskutiert werden. Zweitens sind die Modelle nur typisch, wenn sie zur Erklärung weiterer psychologischer Züge und sozialer Phänomene bei den untersuchten und bei anderen Personen beitragen. Ein zahlenmäßiges Überwiegen des im vervollständigten Modell rekonstruierten Typus unter Angehörigen der untersuchten Gesellschaft ist jedoch nicht erforderlich, um von einem Typus zu sprechen.

Die Untersuchung stützt sich auf die mehrjährige klassische Psychoanalyse von sechs Erwachsenen, drei Männern und drei Frauen, zwischen 20 und 40 Jahre alt, die aus verschiedenen Teilen Süddeutschlands, alle aus städtischen Verhältnissen kamen. Die Väter waren Ärzte, Pfarrer, Lehrer, Angestellte oder Kaufleute. Die Patienten hatten alle Mittelschulbildung, die meisten auch Hochschulen besucht². Die zum Vergleich herangezogenen Schweizer deutscher Sprache wurden aus einer großen Anzahl von Analysanden ausgewählt; sie sollten nach Stand, Herkunft³ und Bildung eine möglichst ähnliche Gruppe bilden.

Analysanden, welche die Analyse „aus Interesse“ und solche, die sie wegen persönlicher Störungen und Schwierigkeiten aufgesucht hatten, wurden nicht voneinander geschieden. Diese erste, bewußte Motivation der Analysanden verlor im Verlauf der Analyse bald ihre subjektive Bedeutung; für diese vergleichende Untersuchung fällt sie ganz heraus, da der verschiedene Anlaß zur Analyse nicht mit weiteren Unterschieden in Verbindung zu bringen war. Keiner der Analysanden zeigte während der Zeit der Therapie oder früher psychotische Symptome. Drei psychologische Züge, welche diese Deutschschweizer und Deut-

² Die Bestimmung „Kleinbürger“ ist von der politisch-ökonomischen Theorie der gesellschaftlichen Klassen abgeleitet. Kleinbürger verfügen nicht über ein sich reproduzierendes Kapital, partizipieren jedoch an einigen Privilegien der herrschenden Klasse und neigen dazu, die Ideologie derselben anzunehmen. „Gebildet“ bezeichnet eine spezifische Schicht innerhalb der Klasse und entspricht der amerikanischen Umschreibung „white collar/high educational level“.

³ Es zeigte sich, daß die schweizer gebildeten Kleinbürger aus anderen Schichten stammen als die süddeutschen. –Die schweizer Analysanden kamen aus verschiedenen Teilen der Nordund Ostschweiz; Analysanden aus Basel, aus einigen Teilen Graubündens und aus der sogenannten Innerschweiz wurden von der Untersuchung ausgeschlossen, da diese ein andersartiges Sprachverhalten aufweisen.

1032

schen auffallend voneinander unterscheiden – und von denen wir ausgehen –, sind die folgenden:

1. Die Deutschen sprechen besser als die Schweizer. Bei den Deutschen sind Wortschatz und Sprachgewandtheit größer, die sprachliche Kommunikation ist differenzierter, die Fähigkeit, innere Vorgänge und Gefühle zu verbalisieren, ist besser ausgebildet als bei den Schweizern. Eine

vorübergehende Hemmung oder Blockierung der sprachlichen Kommunikation macht bei ihnen nach ihrer Behebung sogleich wieder einer differenzierten Verbalisation Platz. Bei den Schweizern treten Hemmungen häufiger und oft bei geringerem Anlaß auf. Die Sprache ist in verschiedener Weise gehemmt, unbeholfen, und der sprachliche Ausdruck braucht nach einem Schweigen oft eine Erholungszeit⁴. Als Illustration für diesen Unterschied können wir anführen, daß die Psychiater in Zürich während vieler Jahre die Intelligenz von Deutschen, die sie wegen der verschiedensten Störungen zu untersuchen hatten, sehr häufig irrtümlich zuerst als viel besser einschätzten, als sie sich dann bei einer genaueren Untersuchung erwies. Die gute Verbalisationsfähigkeit täuschte eine höhere Intelligenzstufe als bei den Schweizer Patienten vor. Mit dieser Erscheinung beschreiben wir Unterschiede einer wichtigen Ichfunktion.

2. Alle Analysanden kommen aus Familien, die in ihrer psychologischen Struktur dem entsprechen, was Adorno und Mitarbeiter als typisch für das Familienmilieu der „autoritären Persönlichkeit“ gefunden haben. Die Deutschen weisen in ausgesprochenem Maße ein Merkmal dieser Persönlichkeit auf: ein sehr strenges, „autoritäres“ Überich, das auch als sadistisch beschrieben wird; d. h. eine durchaus verinnerlichte, nur zum Teil bewußte Instanz, die Regeln und Verbote sowie Ideale enthält. Jede Übertretung rächt sich durch Gewissensangst oder ein quälendes Schuldgefühl. Ein Strafbedürfnis verrät, daß sich das Ich dem Diktat des Überichs unterworfen hat. Deshalb neigen diese Personen zu Starrheit und Strenge, unterwerfen sich leicht Autoritäten und verhalten sich selber autoritär. Demgegenüber weisen die Schweizer Überich-

⁴ Die Süddeutschen sprachen während der Analyse Hochdeutsch, die Schweizer (mit Ausnahme von einem, der Hochdeutsch sprach) den schweizerdeutschen Dialekt in der jeweiligen lokalen Variante oder Färbung.

Da wir von der *Verwendung* der Sprache als Ausdrucks- und Kommunikationsmittel ausgehen, fallen die Befunde und Theorien über schichtspezifische Sprach-Codes nicht in den Bereich unserer Untersuchung. Man kann mit jedem Code gewandt oder ungeschickt umgehen, kann primitive Signalmuster differenziert anwenden, oder sich mittels eines hochdifferenzierten Signalmusters primitiv oder in gehemmter Art verständigen.

1033

Formen auf, die zwar als nicht weniger streng imponieren, sich aber anders bemerkbar machen. Eigene aggressive Impulse sind oft gehemmt und werden projektiv anderen Personen zugeschrieben. Gebote und Verbote des Überichs, inhaltlich etwa die gleichen wie bei den Deutschen, werden häufig als „äußere Kontrolle“ erlebt; treten Wünsche auf, sie zu übertreten, ist das Schuldgefühl oft durch das Gefühl ersetzt oder überlagert, von Mitmenschen kontrolliert oder bedroht zu werden. Der Gewissensangst analog tritt ein lähmendes Gefühl sozialer Angst auf, das dem Schamgefühl nahesteht. Wir haben – auch bei Personen, die nicht an der Furcht vor Erröten

leiden – vom „erythrophoben Charaktertypus“ gesprochen, um der Verbindung von gehemmter Exhibitionslust und lähmender Scham Rechnung zu tragen. Ein typischer Deutschschweizer, ein geachteter, sozial gut integrierter Spezialarzt, sagte in der ersten Psychotherapiestunde: „Mein Nachbar ärgert mich, weil er seinen Wagen oft so parkiert, daß die Einfahrt in meine Hausgarage verstellt ist. Ich hätte ihn schon längst getötet, wenn ich nicht wüßte, daß das beobachtet würde und herauskäme.“

Dieser zweite Unterschied bezieht sich auf die Stellung des Ichs zum Überich, bzw. auf die verschiedenartige Bildung des Überichs in der Kindheit.

3. Den auffallendsten Unterschied sehen wir darin, daß die Deutschen im Beruf und bei anderen praktischen Lebensaufgaben leistungsfähig bleiben, auch wenn sie heftigen neurotischen Symptomen unterworfen sind. Ängste, hysterische Körpersymptome, Zwangshandlungen, ja sogar schwere Regressionen des Ichs, die mit Depersonalisationserscheinungen, Verlust der Ichgrenzen oder schweren depressiven Verstimmungen einhergehen, lassen offenbar andere, der äußeren Leistung dienende Ichfunktionen intakt. Schweizer mit vergleichbaren Zuständen fühlen sich (und sind) schwer krank, leistungsunfähig. Eine deutsche Patientin, die in den beiden ersten Interviews äußerst eindrücklich ihre seit Jahren zur Panik gesteigerten Phobien geschildert hatte, übte gleichzeitig zwei sehr anspruchsvolle Berufe aus. „Ich funktioniere immer“, sagte sie, „Sie können sich nicht vorstellen, wie schlimm das ist, wenn man nie nachgeben kann.“ Schweizer hingegen werden, trotz ihres häufig undramatischen und gehemmten Wesens als gestörter eingeschätzt als sie es sind, weil zahlreiche Ichfunktionen beeinträchtigt werden, sobald Konflikte im Ich auftreten. Als der oben erwähnte Arzt in einer Nacht nur etwa vier Stunden Schlaf fand, ließ er alle Konsultationen für zwei Tage absagen, da er befürchtete, sie nicht leisten zu können. Allerdings begab er sich in seine Praxisräume und schloß sich mit Buch

1034

haltung und Rechnungsformularen in sein Arbeitszimmer ein. „Niemand sollte sehen, daß ich nicht arbeite. Ich schlief auch nicht“, sagte er, „weil man das untermits nicht tut. Aber wie soll man arbeiten, wenn man nicht geschlafen hat.“

Die Ichorganisation – oder das Verhältnis des Ichs zu den Anforderungen der Außenwelt und des Überichs – weisen bei Deutschen und Schweizern bedeutende Unterschiede auf. Die ersten haben ein leistungsorientiertes Ich, oder ihr Ich ist mit den Anforderungen nach „gesunder“, d. h. geforderter Leistungsfähigkeit, also einem Anspruch des Überichs identifiziert. Die Schweizer unterliegen einer allgemeinen Hemmung der Ichfunktionen, sobald neurotische Konflikte manifest werden. Projektive Identifikationen mit äußeren Instanzen oder Personen, die eine Leistung fordern oder verlangen könnten, sowie Identifikationen mit der jeweiligen sozialen Rolle

können dabei die Leistungsfähigkeit bis zu einem gewissen Ausmaß sichern oder wiederherstellen.

Die psychologische Trias heißt zusammengefaßt: Gute Sprachfunktion, verinnerlichtes, sadistisches Überich, Leistungs-Ich bei den Deutschen; gehemmte Sprache, externalisiertes, „verfolgendes“ Überich, Hemmung der Ichleistungen bei den Schweizern.

In zweierlei Hinsicht haben wir damit Behauptungen aufgestellt, die erst zu belegen wären.

Einmal natürlich, ob solche Einzelbefunde wirklich repräsentativ sind oder sein können.

Manchem Leser mögen Patienten oder Menschen aus dem Bekanntenkreis eingefallen sein, welche die Trias nicht aufweisen, oder Gegenbeispiele –sprachgewandte Schweizer, jämmerlich leistungsgestörte Süddeutsche. Um die Verbreitung und Persistenz solcher Unterschiede aufzuzeigen, hätten wir am liebsten statt Einzelpersonen soziale Situationen aus den zu vergleichenden Schichten vorgeführt, etwa Filmstreifen, wie es an einem Familientisch zugeht, in einem Büro, bei einem Kaffee-Gespräch oder in einer Kneipe.

(Im übrigen müssen wir nochmals betonen, daß sich das Typische solcher Syndrome nur aus der Fortsetzung und Erweiterung der Untersuchung ergibt, daraus, ob die hypothetische Formel an Glaubwürdigkeit gewinnt oder verliert, wenn man sie in neue Zusammenhänge einfügt.)

Zum zweiten müßten wir belegen, wie wir gerade zu dieser Trias gekommen sind, d. h. wie sie sich aus der psychoanalytischen Beobachtung ableitet. Dazu wären einige ausführliche Falldarstellungen nötig. Statt dessen wollen wir versuchen, die wichtigsten Entwicklungsschritte zu

1035

skizzieren, aus denen die Dynamik und die psychische Struktur von Menschen abzuleiten ist, welche als Erwachsene diese psychologische Trias aufweisen.

Unsere Rekonstruktion bezieht sich auf die dritte und vierte Phase der von Margaret S. Mahler beschriebenen Individuation, auf „die psychische Geburt des Menschenkindes“ im Kleinkindesalter⁵. Die vierte Phase, die häufig zu Ende des dritten Lebensjahres (manchmal früher, häufig später) ihren Höhepunkt hat, ist dadurch charakterisiert, daß das Kleinkind seine neuerworbenen Fähigkeiten ausprobiert. Es erforscht die Welt, indem es sich hineinbewegt; es hat nicht nur eigenständige Impulse, sondern verfügt über Planung und einen eigenen Willen. Nicht nur der Muskelapparat gestattet jetzt komplizierte Handlungen, auch die Sprache differenziert sich plötzlich grammatisch und affektiv und löst zum Teil andere Kommunikationsweisen ab. Schließlich wird die willkürliche und automatische Beherrschung der Sphinkteren erlernt. Die hohe und bleibende Bedeutung der emotionellen Vorgänge, die die Sauberkeitserziehung begleiten, sowie die als Lustquelle häufig hochbesetzte erogene Afterzone haben dieser Epoche

den Namen „anale Entwicklungsphase“ eingetragen. Aus dem auffallendsten Sozialverhalten dieser Zeit leitet sich der Name“ Trotzalter“ ab.

In dieser Zeit ist das Kind jedoch nicht so unabhängig, wie es sich zeitweise fühlen mag und wie es der Umgebung auch gelegentlich imponiert. In längeren oder kürzeren Abständen ist es darauf angewiesen, sich der Hauptpflegeperson (wir wollen sie im folgenden die Mutter nennen) zuzuwenden, um Wärme, Tröstung, empathisches Eingehen auf alle Bedürfnisse zu erleben. Sehr wahrscheinlich werden eigentliche symbiotische Verschmelzungsgefühle mobilisiert. Ohne eine entsprechend einfühlende und pflegende Mutter „zum Auftanken“ (Mahler), also ohne frühkindliches Geborgensein und Geliebtwerden, sind Störungen unvermeidlich ⁶. Sie haben erfahrungsgemäß bleibende psychische Folgen.

⁵ Margaret S. Mahler u. a., The Psychological Birth of the Human Infant, S. 200, Fußnote 2: „Kurze Nachuntersuchungen haben uns gezeigt, daß die Konsolidierung der Ich- und Triebkonstellation des einzelnen Kindes in der zweiten Hälfte des 3. Lebensjahres in vieler Beziehung für seine nachfolgende Entwicklung charakteristisch ist; das heißt, es besitzt von diesem Zeitpunkt an eine Art historischer Kontinuität. Spätere Überprüfungen, insbesondere psychologische Tests, zeigen, daß die phallisch-ödipale Phase und ihre Auflösung zwar die Entwicklung der Persönlichkeit des dreijährigen Kindes mit ihren charakteristischen Anpassungs- und Abwehraspekten wesentlich verändern können, doch scheint das Bild des Dreijährigen, wie wir ihn in jenem Stadium kannten, in den späteren Entwicklungsschichten immer wieder auf.“

⁶ Bekanntlich verlaufen die vier charakteristischen Phasen zur Individuation (nach Mahler) nicht so, daß eine frühere nahtlos in die nächstfolgende übergeht, sondern sie

1036

Varianten im Verhalten der Mutter, die den Interaktionen in dieser Zeit einen bestimmten besonderen Ablauf geben, formen den sich bildenden Charakter des Kindes in spezifischer Art und Weise.

In den beiden zu vergleichenden Gruppen wird das Bedürfnis des Kindes nach „emotionalem Auftanken“ meist zu erzieherischen Zwecken benützt.

(Wir lassen pathologische, nicht empathische Mütter, die auf die Bedürfnisse des Kleinkindes nicht oder nur ganz einseitig eingehen, hier außer Betracht; ihre emotionelle Insuffizienz in dieser Epoche wird in der Regel bei Deutschen und bei Schweizern zu krankhaften Verzerrungen der weiteren Entwicklungsschritte des Ichs führen.)

Die deutsche Mutter in dieser sozialen Schicht pflegt nun in der vierten Phase der Individuation mit dem Kind zu sprechen. Die Kommunikation mit dem Kind, das sein expansives Verhalten übt oder wieder mehr Pflege braucht, ist sprachlich: Sag' was du tust, sag' was du vorhast, was du getan hast, sag' vor allem, in einem vollständigen und höflichen formulierten Satz, was du willst.

Rat, Anleitung, Lob und Tadel haben vorerst einmal verbale Form. Das emotionelle Auftanken kann hier nur richtig, d. h. den entwicklungsadäquaten Bedürfnissen des Kindes entsprechend, stattfinden, wenn das Kind in sprachliche Kommunikation mit der Mutter getreten ist. Sein Appell durch Haltung, Gesten, Mimik allein genügt nicht und führt erst zum Erfolg (d. h. zum Auftanken, zur pflegenden Stillung), wenn die sprachliche Verständigung auch von seiten des Kindes mitvollzogen wird. Der hiervon ausgehende Anreiz, den sprachlichen Ausdruck zu verbessern und auszubauen, kann nicht groß genug veranschlagt werden.

Die erzieherisch einschränkende, sozialisierende Tendenz der Mutter äußert sich ebenfalls zuerst sprachlich. Das Gewähren und Versagen der Mutter bewirkt in dieser Zeit unweigerlich eine polemische Antwort. Es kommt zu Machtkämpfen, die als Trotzphase beschrieben und von der „notwendigen“ Reinlichkeitserziehung (Sphincter training) ab-

überlappen sich in ihrer zeitlichen Folge. Zum Beispiel reicht die erste Phase, die der Abgrenzung und Differenzierung, zeitlich in die zweite, die des „Übens“, hinein. Der besondere Verlauf einer Phase wird u. a. von den Interaktionen zwischen Mutter und Kind in einer früheren Phase mitbestimmt.

Unseren Süddeutschen und Schweizern ist ein überlappen typischer (gleichsam „regressiver“) Verhaltensweisen des Kindes aus der dritten Phase („Wiederannäherung“) bis weit in die vierte Phase („auf dem Weg zur Selbst- und Objekt Konstanz“) gemeinsam. Dieser Verlauf ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß die Mütter beider Gruppen sich im Verlauf der zweiten Phase anders verhalten als die meisten der von Mahler beobachteten Mütter. Zweifellos tritt das Bedürfnis nach „Auftanken“ bei schweizer und süddeutschen Kindern auch in der vierten Phase noch häufig und imperativ in Erscheinung.

1037

geleitet worden sind. Es sei angemerkt, daß die jetzt einsetzenden Anstrengungen der Mutter, den Umgang des Kindes mit seinen Triebbedürfnissen und den der Außenwelt zugewandten Impulsen einzuschränken, ausschließlich ihrer Einstellung, dem Ergebnis ihrer eigenen Sozialisation und den auf sie einwirkenden Verhaltensregulatoren (Pressionen, Wertsysteme und dergleichen) entstammen, und nicht für die Entwicklungsphase des Kindes spezifisch sind. Bei unseren Deutschen und Schweizern ist das Hauptziel der erzieherischen Anstrengungen in dieser Zeit die Erziehung zur sozial erwünschten Leistung, Ordnung und Sauberkeit. Spezifisch für das Kind ist nur seine Antwort auf erzieherischen Druck in einer Zeit, in der die emotionale Abhängigkeit von der Mutter intermittierend, aber noch unentbehrlich ist. Diese deutschen Mütter werden also eine tiefe emotionelle Verankerung von Leistungs- und Verhaltensnormen erzielen, die verbal, nach den Regeln des Sekundärprozesses organisiert sind. Je heftiger die Kämpfe ausfallen, je mehr sie mit Drohungen von Liebesentzug und mit Körperstrafen erzwungen werden, desto größer wird die Ambivalenz des Kindes in seinen Gefühlen gegenüber der Erziehungsperson sein: unabdingbare

Liebeswünsche und polemische Aggression. Spezifisch für die deutsche Variante scheint zu sein, daß die jetzt erzielten Sozialisierungsergebnisse vom Kind in der Regel gesamthaft, mit ambivalenten Gefühlen besetzt verinnerlicht (oder aber abgelehnt) werden müssen. Die „vernünftig“ sprechende, argumentierende Mutter, die sich konsequent erzieherisch verhält, kann nur schwer in eine gute und eine böse aufgespalten werden, teils als Hexe hinausprojiziert, teils als gutes Idealobjekt introjiziert werden. Das Ansprechen der sekundärprozeßhaften Reaktion (entgegen der primär triebnahen im „Auftanken“) hat daran einen ebenso großen Anteil wie die Konsequenz der Erziehung, die eine Aufspaltung der Objektrepräsentanz Mutter in eine gute liebende und böse, gefährliche und gehäßte und damit eine Lockerung der Ambivalenzspannung verunmöglicht. Mit anderen Worten: Die Verinnerlichung der „anal“ Gebote und Verbote erfolgt gesamthaft, ihr Ergebnis ist ein geschlossenes, an abstraktere Wortvorstellungen gebundenes, ambivalent besetztes, d. h. belohnendes oder bestrafendes Introjekt. Die minusambivalente Besetzung des Introjekts muß man, nach der spezifischen Qualität ihrer Entstehung, als anal-sadistisch bezeichnen. Für das Ich ist – da dauerhafte Rebellion in dieser Phase nicht möglich ist – eine Unterwerfung unter verinnerlichte Gebote der normale Ausweg. Für die späteren Phasen der Entwicklung hat dieser Verlauf einige Auswirkungen, die sich am Verhältnis des Ichs zum Überich und am Ver-

1038

halten zu äußeren Autoritäten manifestieren. Die phallische Phase ist durch die Auseinandersetzung mit mehreren hoch besetzten Objekten gekennzeichnet, von denen jeweils eines das geliebte Objekt ist, das andere als Rivale erlebt, gefürchtet und mit Haß belegt wird. Während sich beim Untergang des Ödipuskonflikts im Ich gewöhnlich dauerhafte Reaktionsbildungen etabliert haben, hat das Introjekt aus der Erziehung in der vierten Mahlerschen Phase ein besonderes Schicksal erfahren. Es ist im ödipalen Konflikt als Ganzes, als ein „cluster“ von Bedeutungen, die der störenden Hauptperson der Rivalitätskonflikte zugeschrieben werden, verinnerlicht worden. Nochmals mit Aggression aufgeladen, bleibt es ambivalent besetzt, wie ein Fremdkörper abgegrenzt, ein recht abstraktes Gebilde, das Freud mit der „Autorität des Vaters“ gleichgesetzt und dem er den Namen „Überich“ gegeben hat. Dem Ich ist es ebenso unmöglich, seine eigenen Ziele dagegen durchzusetzen, wie es ihm auch nicht gelingt, auf dessen Zustimmung zu verzichten. Dieses Bedürfnis nach Zustimmung des Überichs ist vom „Auftanken“ in der früheren Phase abzuleiten und ist ihr an emotionaler Intensität vergleichbar. Eine solche Entwicklung bringt das Ich dazu, dem Überich zwanghaft zu folgen. Sofern dieses eine Leistung verlangt, hat das Ich den Vorteil, von seinem Introjekt Zuwendung, Liebe und Zustimmung zu erfahren; so aufgetankt wird es als Ganzes besser funktionieren. Auch

wenn vom Überich eine Einschränkung verlangt oder ein Verbot ausgesprochen wird, ist das Ich gezwungen, ihm zu folgen. Kurz: Die sekundäre Identifikation des Ichs mit einem als Introjekt vom Ich scharf abgegrenzten Überich, das abstrakte, unpersönliche Forderungen aufstellt, ist eine naheliegende Lösung.

Eine Entlastung des Ichs ergibt sich jedoch, wenn das Überich als Ganzes einer autoritären äußeren Figur überantwortet werden kann. Eine Relativierung ist dabei nicht möglich. Die äußere Figur eignet sich zu einer solchen Übertragung nur, wenn sie mit unmittelbarer Macht ausgestattet, stärker ist als das Individuum, und wenn die Unterwerfung unmittelbare Vorteile bringt. Während sich Konflikte mit dem Überich als Schuldneigung und Strafbedürfnis geltend machen, bringt die Unterwerfung eine Reduktion von Schuldgefühl mit sich. Dann kann die Aggression gegen außen gerichtet werden, solange die Ziele der äußeren Autorität mit denen der „anal“ Erziehung zusammenfallen, solange das Ich sich der geforderten Leistung unterzieht. Wir haben darauf hingewiesen, daß die verbale Form der mütterlichen Erziehung, unter den besonderen emotionalen Bedingungen der vierten Phase der Individuation, die Bildung eines einheitlichen Introjekts be-

1039

fördert. Dieses kann man als Leistungs-Überich bezeichnen: im Einklang damit oder sekundär damit identifiziert bleibt das Ich leistungsfähig Konflikte zwischen Ich und Überich erzeugen innere Zwänge und Angst, die durch sozial geforderte Leistung gemildert werden können. Sogar nach einer Übertragung des Überichs auf äußere, zwingende Instanzen oder Personen, die zur Unterwerfung führt, aber die innere Ambivalenz entspannt, bleibt die geforderte Leistung eine der wichtigsten Möglichkeiten des Ichs, sich nach innen und nach außen zu behaupten. Mit Leistungen ringt es den abstrakten Forderungen seines Überichs und den sehr konkreten seiner sozialen Umwelt jene Zustimmung ab, die ihm während der letzten Individuationsschritte von seiner Mutter unter ganz bestimmten Bedingungen gespendet worden war.

Unsere Deutschen können und müssen viel leisten, ob sie nun innerlich entlastet sind oder ob sie unter inneren Spannungen, Schuld oder Angst leiden. Sie haben früh unter starkem emotionellem Druck gelernt, sich verbal zu artikulieren und vor Einsetzen der ödipalen Konflikte Ansätze zu einem kohärenten Überich ausgebildet, mit dem sie sich identifizieren oder dem sie sich unterwerfen müssen.

Die schweizer Mutter hat – in der entsprechenden sozialen Schicht ähnliche erzieherische Ziele wie die deutsche, setzt aber andere Mittel ein. Die verbale Kommunikation mit dem Kind spielt eine andere Rolle: Selten läßt sie sich in ein längeres Zwiegespräch ein, sie reagiert eher auf das Verhalten des Kindes als auf Worte, sie spricht wohl zum Kind, aber nicht mit ihm. Zum

emotionellen Auftanken kommt es häufig aus Gegebenheiten der äußeren Situation (Gute-Nacht-Kuß) oder nach averbalen Signalen des Kindes, nicht einmal regelmäßig dann, wenn das Kind „brav“ ist, d. h. die erzieherischen Erwartungen der Mutter erfüllt. Einschränkungen, Gebote und Verbote werden zwar sprachlich vermittelt. Sobald es jedoch zu einer Polemik kommt, hört die Mutter auf, mit dem Kind zu reden. Jetzt sind ihre stärksten Mittel strafende Blicke und emotionelle Abwendung. Eine konsequent erziehende Mutter gibt dem Kind zwar genügend Signale, was es tun oder lassen soll, aber nicht das Gefühl, es könne sich die nötige liebevolle Zuwendung sichern, und schon gar nicht, es könne die Mutter sprechend gewinnen oder zurückgewinnen.

Es ist verständlich, daß der Erwerb der sprachlichen Fertigkeiten in dieser Phase nicht ebenso angeregt wird wie bei deutschen Kindern. Still zu folgen, stumm zu trotzen oder ohne Hoffnung auf Antwort vor sich hin zu maulen liegt dem schweizer Kind näher als dialogische Auseinandersetzung.

1040

Da die Leistungs- und Verhaltensnormen ähnlich sind und auch hier das Bedürfnis nach Zuwendung ebenso sehr zu erzieherischen Zwecken benützt wird wie Druck und Zwang, geht dieser Sozialisationsschub ebenfalls mit starker Ambivalenz gegenüber der Mutter einher. Doch bleiben die gegebenen Regeln konkreter, die Emotionen sind weniger dem Sekundärprozeß, der sprachlichen Abstraktion unterworfen; die Gefühle gelten einer Mutter, die vom Kind kaum direkt beeinflussbar ist, die sich einmal gut, einmal böse verhält. Oft kann das Kind das Verhalten der Mutter nicht voraussagen, selbst wenn sie sich subjektiv konsequent zu verhalten glaubt, denn ihre Konsequenz ist nur auf das Ergebnis gerichtet und nicht auf die Gefühlsantwort des Kindes abgestimmt.

Sehr häufig vertritt die Mutter ihre Ansprüche nicht selber, sondern unterliegt wirklichen oder von ihr so empfundenen Forderungen der weiteren Umwelt: der Sorge, was die Nachbarn von ihr sagen, was die Schwiegermutter, was ihr Mann über sie denken würde, wenn ihr Kind dies tut oder jenes nicht tut. Dadurch wird die Mutter in Wirklichkeit und für ihr Kind noch inkonsistenter, noch widersprüchlicher, als wenn sie eigenen, sei es auch strengen Normen folgte. Typischerweise erledigt das Kind seine Ambivalenzspannung so, daß die Mutter in eine gute liebende und eine böse, oft eher stumm beobachtende als eigentlich strafende aufgespalten wird. Günstigenfalls bleibt die böse, frustrierende oder einschränkende Mutter gleichsam draußen. Da sich ohnehin kein System emotionell und sprachlich integrierter Erfahrungsniederschläge gebildet hat, ist es leicht, gewisse Regeln zu verinnerlichen, andere projektiv an äußere Instanzen (von denen sie oft herkommen) zu delegieren. Oft findet man neben verinnerlichten Überrich-

Vorläufern projektiv externalisierte Instanzen, äußere Vorstufen von Idealforderungen. Von Nebenumständen hängt es ab, ob das Ich mehr durch Scham und Angst gelähmt wird oder ob es von der Identifikation mit den externalisierten Idealen und Forderungen geleitet wird.

Auch beim schweizer Kind haben sich nach dem Ausgang der ödipalen Konflikte in der Regel dauerhafte Reaktionsbildungen auf die aggressiven Strebungen und eine Beherrschung analer Strebungen, oft im Sinne der Retentivität, hergestellt. Doch kommt es nicht zu einem kohärent internalisierten Überich. Ist die Leistungsforderung verinnerlicht worden, lähmt immer von außen das unbeeinflubbare, projizierte, stumme Auge der Mutter. Ist umgekehrt im Ich Fugsamkeit und Bravheit etabliert, verlangen die externalisierten Instanzen selbständige Leistung. Das Überich ist nicht strenger als bei den Deutschen, aber schwe-

1041

rer zufriedenzustellen. Das Ich versucht, seine Ambivalenz durch Spaltung und Projektion loszuwerden. Günstigenfalls sind recht stabile Forderungen verinnerlicht, denen das Ich jedenfalls folgt. Dennoch wird jeder neue Impuls und jeder Konflikt die ver uerlichten Beobachter auf den Plan rufen, die mit oft averbal-unbestimmten Erwartungen besetzt sind. Scham und Angst können auch auftreten, wenn man zwar seinem Gewissen folgt, aber nicht sicher ist, ob man es sich wirklich herausnehmen darf, das selbständig zu leisten, was man dem Gefühl nach tun sollte. Insbesondere ist jedes expansive Verhalten und die freie Rede solchen lähmenden Kontrollen unterworfen. Durch retentives Verhalten und durch die Unterdrückung von Gefühlsäußerungen kann man sich der Kontrolle noch am ehesten entziehen⁷. Unterwerfung unter eine äußere Instanz taugt nicht dazu, die Ambivalenz zu überwinden, da die Aufspaltung in außen und innen persistiert. Den äußeren Forderungen kann dadurch begegnet werden, daß man sie wieder internalisiert; man nennt das projektive Identifikation.

Es resultiert ein seltsam angepaßtes Verhalten, das wenig Aggression, wenig Zivilcourage und ungehemmte Rede freigibt; Mißtrauen und Trotz bleiben bestehen.

Das Ich kann sich mit einem so wenig einheitlichen Überich nie ganz im Einklang befinden. Es muß sein Bestes tun, muß die geforderte Leistung liefern, läuft aber Gefahr, quälende Schuldgefühle oder lähmende Angst und Scham auszubilden, wenn sein labiles Verhältnis zu inneren und äußeren Forderungen nur geringe Verschiebungen erfährt. Gerade expansive Leistungen, welche die Arbeitswelt verlangt, können von andauernder ängstlicher Scham begleitet werden. Man tut zwar, was man soll, weiß aber nicht, wie es ankommt, was es bringen wird. Das Kind hat während der letzten Schritte zu seiner Individuation gelernt, daß es am besten ist, Zurückhaltung zu üben; so wird es am wenigsten anstoßen. Selbst wenn es leistet, was man verlangt, muß es sich

⁷ Wir haben uns hier auf die Rekonstruktion der Vorgänge in der „vierten Phase nach Mahler“ beschränkt, weil sie uns für die unterschiedliche Gestalt der „Trias“ ausschlaggebend zu sein scheinen. Wollte man das rekonstruktive Modell vervollständigen, müßte man die typischen Entwicklungsschritte im Lichte der Triebchicksale (in der analen und phallischen Phase der klassischen Libidotheorie) und der Ichbildung (anale und phallische Icheigenschaften) beschreiben. Auf eine sehr verkürzte Formel gebracht, würde das Ergebnis lauten: Die deutsche Erziehung befördert eher anal-aggressive und phallisch-expansive und rivalisierende Haltungen, während die schweizerische anal-retentive Haltungen erzielt, phallisch-expansive aber unterdrückt oder hemmt. – Die Ableitung dieser Formel würde erfordern, auf die Rolle und Bedeutung des Vaters für Kinder beiderlei Geschlechts einzugehen.

1042

unter Umständen schämen. Vielleicht kommt es allein auf das richtige Maß an. Lautes Reden ist verdächtig, Unterwerfung hilft nicht. Wer hoch hinaus will, hat zu befürchten, ebenso zu scheitern wie der, der allzu laut um Zuwendung wirbt, sei es auch mit anezogenen und konformen Mitteln. Die geschilderten Charakterzüge werden (bei beiden Gruppen) später, im Schulbetrieb, durch wechselseitige Identifikationen in Gruppen Gleichaltriger, durch die Identifikation mit Vorbildern, durch identifikatorische Angleichung an schichtspezifische Wertsysteme und Rollenzuschreibungen und dergleichen ergänzt und abgewandelt.

Wir nehmen jedoch an, daß für die psychologischen Züge und Unterschiede, die hier in Betracht kommen, Entwicklungsschritte in der analen Phase von entscheidender Bedeutung sind. Die jeweils unterschiedlichen Sprachgewohnheiten, die gegensätzliche Einstellung des belasteten Ichs zur Leistung und der spezifische Umgang mit der Aggression waren während der Analysen gut rekonstruierbar, von ihrer Entstehung in jener kritischen Zeit abzuleiten. Sie schienen auch ein Syndrom zu bilden, das dauerhaft und tief in der psychischen Struktur verankert ist. Darum unterlassen wir es hier, die psychische Entwicklung weiter zu verfolgen.

Hingegen wollen wir kurz skizzieren, wie man die unterschiedlichen Erziehungsgewohnheiten aus der historisch verschiedenen Lage des gebildeten Kleinbürgertums ableiten kann, und welche Funktion unserer Trias zukommen mag.

Die hier folgenden Überlegungen bringen wir als Entwurf. Viele ihrer Grundlagen sind mit historisch-soziologischen Methoden nachprüfbar und bedürfen einer Verifizierung.

Das gebildete Kleinbürgertum dieser Generation rekrutiert sich in Süddeutschland aus anderen sozialen Verhältnissen als in der Schweiz. Es befand sich, trotz gleicher Klassenlage, in einer anderen ökonomischen Situation, als unsere Analysanden Kinder waren. Schließlich waren in der entscheidenden Zeit die Verhältnisse möglicher sozialer Mobilität, insbesondere die für das Kleinbürgertum so wichtigen Bedürfnisse nach Sicherung der errungenen Position und nach sozialem Aufstieg sehr verschieden. Infolgedessen sind, innerhalb der gemeinsamen

Klassenideologie und der puritanischen Traditionen eines mehr oder weniger militanten Protestantismus in Randgebieten katholischer Regionen, bedeutsame Unterschiede vorhanden. Von den zwölf deutschen Eltern unserer Analysanden kam ein Vater als Aufsteiger aus der Arbeiterschaft. Alle anderen kamen aus dem

1043

ungebildeten, einige aus dem gebildeten Kleinbürgertum. Der gleichen Schicht gehörten bereits die Großeltern an. Die ökonomische Situation war eher schlechter als die der Schweizer, vor allem weniger gesichert. Dennoch schienen sie radikaler in ihrer Identifikation mit den Werten des Establishments, ideologisch ihrer Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse ungleich sicherer, überzeugter von der Vorzüglichkeit der erreichten Situation. Dafür sind zwei Faktoren verantwortlich: Alle lebten in städtischen Verhältnissen und teilten die Privilegien einer breiten Schicht von intellektuellen Kleinbürgern, mit denen sie berufliche und gesellschaftliche Gemeinsamkeiten hatten und in sozialem Kontakt standen. Zweitens hielt in der Tat der Bedarf großer städtischer Industriezentren und der Rekrutierungsbedarf im Beamtenheer eines Großstaates für diese Schicht Aufstiegsmöglichkeiten offen: zwar nicht gerade ins kapitalverwertende Großbürgertum, aber an Schulen und Universitäten, in Spitälern und Verwaltungen. In diesen breiten Schichten bestand eine erhebliche vertikale Staffelung und dementsprechende Auslese und harte Konkurrenz: nicht im freien Wettbewerb, sondern institutionsgebunden um die höheren Plätze in der Hierarchie. Nur wenn man durch Auflehnung oder mangelnde Bildungsgewandtheit herausfiel, drohte sozialer Abstieg. Geld und Besitz konnten nach den Erfahrungen dieser Generation zwar Annehmlichkeiten, jedoch keine Sicherheit bieten.

Erinnern wir an das Verhalten der erziehenden Mütter: Leistung, Ordnung, Sauberkeit sind nichts, wenn sie nicht durch sprachliche Gewandtheit komplettiert werden. Die Zugehörigkeit zum gebildeten Kleinbürgertum schützt vor den ökonomischen Gefahren, die den Ungebildeten treffen, und eröffnet den Weg zum sozialen Aufstieg. Selbständig soll das Kind werden, selber wissen, was es soll, möglichst früh und komplett. Es soll Erfolg und Mißerfolg, Lohn und Strafe unmittelbar erleben, wie im Leben draußen. Wenn es seine Pflicht tut und leistet, fühlt es sich belohnt. Wenn es die Führung einer äußeren, höheren Instanz überläßt, wie später dem Chef der Beamtenhierarchie, hat es genügend Aggression für den Konkurrenzkampf mit seinesgleichen frei. Selbst wenn es von inneren Konflikten gequält ist, kann das in der kleinbürgerlichen Schichthierarchie nützliche expansive Leistungsverhalten weiter funktionieren. Von den puritanischen Idealen der Verinnerlichung und des Verzichts macht das Kind schon in früher

Kindheit Gebrauch; moralkonformes Verhalten erfordert auf dem weiteren Lebensweg keine Zurückhaltung.

Die Eltern der schweizer Patienten oder zumindest ihre Großeltern kamen zu gleichen Teilen aus kleinbäuerlichen Verhältnissen und aus

1044

dem kleinstädtischen Handwerk; nur selten waren sie kleinstädtische Angestellte. Die Ideologie dieser Eltern betonte nicht den Wert der Bildung und Sprache, wohl aber den von Leistung, Ordnung und Sauberkeit. Es gab kein geschlossenes, sichtbares Establishment, das ihnen als herrschende Klasse etwas vorlebte, nur Reiche und Städter, sehr verschieden von ihnen selbst und unerreichbar. Verschlossenheit, puritanischer Verzicht auf äußeres Prestige, Mißtrauen gegenüber allem Fremden, Rückzug in die Innerlichkeit, stützte ihr kleinbäuerliches Wertsystem. Sie blieben vereinzelt, Randfiguren einer Gesellschaft, die in Kleingemeinden, ständische und berufliche Kreise zersplittert, keinen Platz für eine eigene Schicht gebildeter Kleinbürger bot.

Dienstleistungen von Lehrern, Ärzten, Pfarrern und Schreibern waren erwünscht, sofern sich diese nicht störend, schon gar nicht als eine eigene Machtgruppe bemerkbar machte, vielmehr jeder einzeln und unauffällig sich der Gruppe anpaßte, die ihn in ihre Dienste nahm. Die paranoisch anmutende Ängstlichkeit der Mütter, nur ja den Standards der Nachbarn entsprechend zu erziehen, entsprach ihrer aktuellen ökonomischen Situation. Da es weder ein geschlossenes Beamtenheer noch eine zahlreiche städtisch-kleinbürgerliche Intelligencia mit nennenswerten standeskonformen Aufstiegsmöglichkeiten gab, wurde aus der Bildung auch nie ein Garant für Aufstieg oder gar für Sicherheit. Was nützt es, gut zu reden; besser ist es, still, zurückgezogen und ständig anpassungsbereit am Rande der prosperierenden Gruppen das Eigene zu wahren. Für den Konkurrenzkampf mußten solche Kinder nicht vorbereitet werden, da sie außer Konkurrenz zu stehen und zu wirken hatten. Typischerweise gab es kaum andere als die nötigsten beruflichen Kontakte zwischen Gebildeten. Der intellektuelle Beruf der Kinder wurde, meist nach Rat eines Lehrers oder eines „gebildeten“ Verwandten rein nach Kriterien von Sicherheit und individueller Eignung gewählt. Weder hierarchische Unterordnung noch gesellige Offenheit waren von Wert. Während ein sozialer Aufstieg der individuellen Tüchtigkeit im eigenen Tätigkeitsfeld vorbehalten blieb, schien auch die Sicherheit ganz dem Individuum anheimgestellt, da diese von keiner Machtgruppe zu beziehen war. Sparsamkeit, ökonomischer Verzicht und Zurückhaltung verhiess auch bei kleinem Einkommen eine derart dauerhafte Sicherung gegen soziales Absinken, wie es deutsche Eltern dieses Jahrhunderts für ihre Kinder sich nicht im Traum hätten vorstellen können.

Der Preis von menschlicher Isolierung, von äußerer und innerer Kontrolle, den diese Menschen und ihre Familien zu entrichten hatten, war hoch. Neurotisches Elend machte sich nach außen höchstens in den

1045

Suizidraten und in der psychiatrischen und psychosomatischen Morbidität bemerkbar. Auch dieses Elend blieb nach Möglichkeit verborgen. Da die Intellektualität kein Prestige und kein Privileg ergab, durfte man wenigstens nicht viel untüchtiger scheinen als die Umgebung, die bereit war, für Leistung zu zahlen. Lautes Reden und Zivilcourage bedeutete eine akute Gefährdung der eigenen Position, die von hundert Instanzen und Einzelpersonen abhängig war. Wir müssen zugeben, daß die skizzierten Zusammenhänge zwischen der unterschiedlichen schichtspezifischen Geschichte und dem funktionellen Wert unserer Trias von psychischen Eigenheiten nicht klar nachgezeichnet sind. Was taten die erziehenden Mütter mit ihren Kindern bewußt, was gar zielbewußt, um sie zu Menschen zu machen, die ihrer sozialen Lage angepaßt funktionieren würden? Was ist zufälliges Resultat persistierender Traditionen, und was ist Anpassung an aktuelle Pressionen, innerhalb der Familie und später im Erwerbsleben? In jedem Volk und in jeder sozialen Schicht scheinen wichtige frühkindliche Entwicklungsschritte den psychosozialen Gegebenheiten unheimlich gut zu entsprechen, wenn man eben dem „Entsprechenden“ und nicht den Widersprüchen und Kämpfen des Individuums mit seiner sozialen Umwelt nachgeht. Wir sind jedoch überzeugt davon, daß es in einer genaueren Darstellung möglich wäre, die komplizierte Dialektik zwischen dem kultur- und schichtspezifischen Sozialisationsprozeß und den sozialen und ökonomischen Verhältnissen aufzuzeigen.

Eine Frage drängt sich auf: Sind die Eltern unserer deutschen Exploranden dem „autoritären“ Erziehungsschema gefolgt, weil sie Hitler gefolgt sind, oder umgekehrt: Wurden die Schweizer durch ihre so spannungsreiche Sozialisation in der letzten vorödipalen Phase vor solchem Führerwahn bewahrt? Wir können die Frage nicht beantworten. Aus psychologischer Sicht ist die Neigung, zwecks innerer Entlastung äußere Führerideale anzunehmen, bei jenen Deutschen in der Tat stärker ausgeprägt als bei den Schweizern. Auf die Erziehung in der frühen Kindheit schien es keinen merkbaren Einfluß zu haben, ob die Eltern unserer deutschen Exploranden Hitler gefolgt waren oder in innerer Opposition zu seiner Politik standen. Andererseits sind im politischen System der Schweiz so massive institutionelle Hindernisse regionaler und vertikaler Staffelung und Machtverteilung gegen Massenbewegungen eingebaut, daß demgegenüber individuelle Neigungen einer Schicht kaum in Betracht fallen. Zur Projektion des Bösen auf eine

Außengruppe, zur outgroup-scapegoat-reaction neigen unsere Schweizer Exploranden psychologisch mehr als die Deutschen. Eine holländische Psychoanalyti-

1046

kerin jüdischer Herkunft, die während des Krieges in einem Flüchtlingslager in der Schweiz interniert war, fragte einmal die Lagerleiterin, eine Mittelschullehrerin, die sich durch besonders grausame Schikanen gegenüber den Internierten auszeichnete, warum sie diesen Posten im Flüchtlingslager angenommen habe, wenn sie die Juden so hasse. Jene gab zur Antwort: „Es ist nicht wahr, daß ich die Juden besonders hasse. Wir hassen alle Fremden!“

Eine vergleichend-psychoanalytische Untersuchung, wie wir sie vorgelegt haben, ist als Arbeitshypothese zu betrachten. Von ihr leiten sich zahlreiche Fragen für die Psychopathologie, die psychiatrische Endemiologie, Nosographie und Therapie ab. Die wichtigsten Fragen ergeben sich, wenn man an eine breitere Prophylaxe denkt. Eine sorgfältige Erziehungsberatung, die sich von den überlieferten schichtspezifischen Wertvorstellungen freimacht, könnte einiges bewirken. Wir glauben zwar nicht, daß Erziehungsmuster sich grundlegend ändern können, so lange sich die soziale Lage und die davon hergeleitete Ideologie einer Schicht nicht ändert. Ist dies aber einmal der Fall, sollte die vergleichende Psychiatrie im Stande sein zu sagen, was in einem spezifischen Sozialisationsprozeß geschieht und welche Wirkungen für die Bildung der Persönlichkeit er hat. (Anschrift der Verff.: Dr. Paul Parin und Goldy Parin-Matthèy, Utoquai 41, CH-8008 Zürich)

Summary

Typical Differences between Swiss and Southern German members of the educated lower-middle class. – Utilizing the methods of comparative psychoanalysis (ethnopschoanalysis), the authors compare three corresponding personality traits of patients who were analyzed in private practice in Zürich. The Germans showed fluency of speech, an internalized sadistic superego and an ego prone to efficient performance, whereas the Swiss pattern was inhibition of speech, an externalized „persecuting“ superego and inhibition of ego performance. The triad was traced back to the vicissitudes and the outcome of the anal stage of development, especially to educational attitudes of the mothers displayed during the fourth phase of the individuation process (Mahler). The typical and determining child-rearing practices can be traced back to a different historical situation of the same social class in both adjoining countries and to differing economical and social pressures acting on the families.

BIBLIOGRAPHIE

Adorno, T. W., u. a. (1950): *The Authoritarian Personality*. New York (Norton) 1969.

Parin 1976c

(mit Goldy Parin-Matthèy): Typische Unterschiede zwischen Schweizern und Süddeutschen aus dem gebildeten Kleinbürgertum. Ein methodischer Versuch mit der vergleichenden Psychoanalyse (Ethnopsychanalyse). In: Psyche, 30, 11, 1028-1047.

1047

– (1973): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt.

Freeman, D., u. a. (1976): Superego development and psychopathology. Psychoanalytic Study of Society, 7. Im Druck.

Mahler, M., u. a. (1975): The Psychological Birth of the Human Infant. London (Hutchinson). – Dt.: Die psychische Geburt des Menschenkindes. Frankfurt (S. Fischer). In Vorbereitung.

Parin, P. (1976): Das Mikroskop der vergleichenden Psychoanalyse und die Makrosozietät. Psyche, 30, S. 1-25.

*Diskussionsbemerkungen **

Am 24.3.1976 hatte ich Gelegenheit, hier in Tübingen Ihre Überlegungen zum Vergleich deutsch-schweizer und süddeutscher Charakter- und Handlungsformen, die Sie mit unserer DPV-Gruppe diskutierten, kennenzulernen. Nachträglich kamen mir noch ein paar Ideen, die ich Ihnen einfach einmal schreiben möchte.

...Wie stark und in welcher Weise muß man sich die Auswirkungen der Tatsache vorstellen, daß die Schweiz seit langer Zeit nicht mehr in einen Krieg verwickelt war? Oder, aus der Perspektive der Deutschen, daß hier jede Generation innerhalb der letzten 150-180 Jahre ihren Krieg oder zumindest ihre Revolution hatte? Vor allem auf die Jahre dazwischen kommt es hier an: Es waren Zeiten ganz übermäßiger Entfaltung von Macht und wirtschaftlicher Expansion mit beängstigenden Dimensionen. Unmittelbar nach den Niederlagen, die von Krieg zu Krieg verheerender waren, war es offenbar unerläßlich für die überlebenden Erwachsenen, besonders für die vielen Kriegerwitwen, ihr eigenes psychisches überleben zu sichern, indem sie so schnell als irgend möglich einen Zuwachs an Ich und Überich bei ihren Kindern forcierten, ohne daß Trauerarbeit und Besinnung über Verlust und Neuanfang geleistet wurden. Ob nicht die von Ihnen bei Süddeutschen beobachteten Phänomene der Scheinsouveränität als abgewehrte Niederlagen, als versiert sprachlich überwuchertes Problem der Ich-Schwäche verstanden werden können – auf dem Hintergrund der melancholisch getönten Ermahnung, aus Niederlagen sich herauszuheben, alles besser zu machen und das eigene Land (vielleicht sogar die eigene Mutter) neu zu schaffen. Ich kann es nicht übersehen, wieweit die bäuerliche Agrarstruktur in Ihren Ansatz hineinspielt; vielleicht wäre zu überlegen, ob nicht die beiden hiezulande traditionellen Formen der Erbsitte bei Besitz und Boden der Landbevölkerung – Realteilung mit den Folgen der kleinen und kleinsten Besitztümer und der Notwendigkeit, einen Teil des Erwerbs außerhalb von Grund und Boden zu suchen; Anerbenteilung mit der lange Zeit üblichen Konsequenz der Auswanderung und dem Übertritt in andere Berufe – auch die Gestaltung von Ich und Überich beeinflussen. Viele

mußten sich, von den Höfen abgewandert, im Beruf um jeden Preis profilieren, um nicht auswandern zu müssen.

Es ließe sich denken, daß in der deutschsprachigen Schweiz eine andere Gelassenheit herrscht, nach Ihren Beobachtungen zwar auch neurotisch bedingt, aber doch mehr den Ängsten verhaftet und nicht so sehr aufgescheucht, um ihnen zu entfliehen. Die schweizerische Staats- und Gesellschaftsgeschichte vermittelt doch wohl mehr Maß und Gleichmaß, und vielleicht hat die Tatsache, daß die Mutter mit dem Kind en passant spricht, bei aller fehlenden Unmittelbarkeit den Vorteil der Entlastung von Belehrung. Ich weiß nicht, ob es Kinder gibt, die mehr als deutsche Kinder ständigem Belehrtwerden ausgesetzt sind – möglicherweise sollen sie die Enttäuschungen und Niederlagen der jeweiligen Elterngeneration ausgleichen und bilden dennoch

* Aus einem Brief von Prof. Dr. Christoph Ertle, Reutlingen, an einen der Autoren.

1048

immer wieder autoritäre und leistungsfähige Ichstrukturen aus, womit bereits wieder eingeleitet ist, was den erneuten Prozeß von Enttäuschung vorbereitet.

Möglicherweise ist die zunehmende und trotz aller Rückschläge nicht aufzuhaltende Verflechtung in internationale Gemeinschaften die einzige Möglichkeit, solcher isolierten Prosperität, aber auch der isolierten oder doch weithin isolierten Niederlage des Ichs Einhalt zu gebieten, aus der dann bisher...jedesmal das neue Chaos erwuchs. Ich bin mir noch nicht ganz klar darüber, ob die Argumentation mit psychoanalytischen Begriffen soweit trägt, eine Frage, vor die ich mich auch in meinem eigenen Bereich, der Pädagogik, gestellt sehe; doch ließe sich wohl sagen, daß der Unterschied Ihrer beiden Vergleichsgruppen u. a. dort liegt, wo das „refueling“ unter so schuldhaft erlebtem Elternverhalten steht wie bei den Deutschen, wo Prosperität angesteuert wird, Pomp und Verderben nahelagen und jetzt vielleicht die Internationalität Schutz bieten wird. Bei den Deutschschweizern und ihrer gemeinsamen Mentalität mit den alemannischen Süddeutschen könnte ich mir vorstellen, daß Wohlhabenheit und geschäftlicher Erfolg aus Tradition samt den vorgeprägten Sozialisationsformen ohne größere Erschütterungen die von Ihnen beschriebenen Strukturen schafft. Es könnte sein, daß die Mütter gerade der kleinbürgerlichen Bevölkerung auf ihre Kinder eher resignativ wirken.